

Sprachkultur als gesellschaftliches Problem und als linguistische Aufgabe

I.

Das Wort "Sprachkultur" ist nicht ganz so jung wie es seine in den letzten Jahren beinahe modehaft zunehmende Verbreitung vielleicht vermuten läßt. In mehreren slawischsprachigen Ländern kann der Begriff – als Orientierung sowohl für öffentliches Umgehen mit der Sprache wie für linguistische Fundierungen dieses Umgehens – auf eine Tradition zurückblicken, die ihren Anfang bereits in den 20er und 30er Jahren nahm.¹

Vor mehr als einem Jahrzehnt begannen Linguisten in der DDR eine Diskussion, die vor allem das Ziel verfolgte, den sozialen Inhalt aller öffentlichen Bemühungen um die Sprache herauszuarbeiten und über den für die deutsche Sprache damals noch nicht festen Begriff der Sprachkultur vielleicht einen neuen Zugang zu Problemen zu finden, die dank dem unseligen Wirken nicht weniger vorgeblicher Pfleger und Wahrer der deutschen Sprache in der Vergangenheit mit teilweise schweren Hypotheken belastet worden waren. Wir wollten den sachlichen Kern dieser Probleme wieder diskutierbar machen und in eine Linguistik hineinholen, die inzwischen sehr viel mehr über die Sprache und ihre gesellschaftliche Einbindung wußte. Natürlich spielte dabei auch die uns gerade in diesen Jahren ebenso wie die Linguisten vieler anderer Länder bewegende Neubestimmung des Verhältnisses zu den disziplinspezifischen Praxisbereichen eine Rolle. Mit Interesse beobachten wir deshalb, wie der Begriff der Sprachkultur in jüngster Zeit auch außerhalb der Grenzen der DDR einer gewissen Konjunktur entgegenzugehen scheint. Und daß die Konstellationen der Argumente uns in einigen Fällen an zurückliegende eigene Diskussionen erinnern, nehmen wir nicht nur interessiert zur Kenntnis.

Wenn man "Sprachkultur" zu einem zentralen Begriff vor allem für die Bewertung von Sprache und sprachlichem Verkehr und für die Förderung eines möglichst unbehinderten und souveränen Verfügens der Menschen über Sprache macht, also auch einen großen Teil der praktischen Bemühungen um muttersprachliche Bildung und Sprachpflege auf diesen Begriff beziehen möchte, dann sollte man sich zunächst einige Gedanken um die Motivation dieses Begriffs und seine Stellung in den vorherrschenden Ordnungen unseres Wissens in diesem Sachbereich machen.

Der Bereich von Phänomenen und Problemen, auf den man sich mit "Sprachkultur" bezieht, ist keineswegs erst in jüngerer Zeit als ein problematischer Bereich ins Bewußtsein getreten. In den vergangenen zwei bis drei Jahrhunderten ist über richtigen, reinen, schönen und zweckmäßigen Sprachgebrauch so viel lamentiert, doziert, argumentiert und gestritten worden – von vernünftigen, unvernünftigen und meist natürlich total entgegengesetzten Positionen aus –, daß man denken könnte, inzwischen sei eigentlich alles gesagt, jetzt käme es allenfalls noch darauf an, das Bleibende aus der Fülle der Meinungen herauszuziehen, den Streit dagegen könne man als ein Kuriosum eines vergangenen Praxisverständnisses der Linguisten abtun. Die Gründe dafür, daß heute immer noch – oder: wieder – über Sprachrichtigkeit, Sprachschönheit und Angemessenheit diskutiert wird, liegen einmal darin, daß offensichtlich bestimmte Probleme – Unterschiede im sprachlichen Vermögen der einzelnen Sprecher und auch in den auf die Sprache gerichteten Wertvorstellungen von Sprechergruppen – fortbestehen oder neu entstehen, und daß ihre Überwindung – in welcher Richtung auch immer – mehr verlangt als nur das Befolgen sprachpflegerischer Appelle. Weitere Gründe für die Lebenskraft dieser Thematik liegen zweifellos auch darin, daß die meisten der bisher entwickelten Ansichten und Positionen einzelne Erscheinungen isolieren, Heterogenes miteinander vermengen und überhaupt nicht sehr tief unter die Oberfläche einer Kritik an sprachlichen Formen vordringen. Es geht auch nicht einfach nur darum, daß man früher vertretene bornierte oder enge Auffassungen nur durch uns mehr entsprechende tolerante oder weite Auffassungen zu ersetzen hätte. Es hat ja auch in der Vergangenheit fast immer Stimmen gegeben, die sich gegen zu enge Vorschriften oder gegen das Vorgeben sprachlicher Regeln überhaupt gewandt haben. Die Voraussetzungen, unter denen unser Diskussionsthema immer wieder neue Aufmerksamkeit auf sich zieht, sind offenbar wesentlich komplizierter.

Warum sprechen wir dann aber von Sprach k u l t u r ? Besteht nicht die Gefahr, daß hier unter einem neuen, modern klingenden Namen alte Hüte verkauft werden? Oder verbirgt sich hinter dem neuen Wort auch eine andere, eine neue Akzentuierung? Wenn das der Fall ist, sollte man sie aber auch explizieren, und es sollte verlangt werden, daß sie expliziert wird. Für mich und uns schafft der Bezug auf Sprach k u l t u r vor allem einen Rahmen, der die Einordnung sprachlicher Leistungen in die Gesamtheit geistiger und materieller Leistungen der gesellschaftlich miteinander verbundenen Menschen gestattet. (Natürlich sind solche Rahmungen auch auf anderen Wegen und ohne explizite Nennung des Bezugspunktes möglich, etwa über eine Menge von Maximen über Sprache und ihre Werte; so ist man bisher meist vorgegangen). Selbstverständlich ist

mit der Nennung eines so allgemeinen Rahmens noch nicht viel getan. Das Beziehen von Sprachlichem auf den Kulturbegriff ist, wie dieser selbst, in manchen Aspekten umstritten; und wir müßten natürlich auch die üblichen Differenzierungen des Sprachlichen gesondert betrachten: Für welche Ebenen des Sprachlichen soll der Kulturbegriff denn in welcher Weise gelten? — Linguisten suchen gern in Wörterbüchern nach ihnen geeignet erscheinenden Definitionen und belegen dann einzelne Elemente einer solchen Begriffsdefinition durch sprachliche Phänomene. Der Begriff "Sprachkultur" erscheint bei diesem Herangehen als eine mehr oder weniger genaue Entsprechung zum Begriff "Kultur". Eine andere, sicher bessere Möglichkeit bestünde darin, den Sprachkultur-Begriff aus einer Kulturtheorie abzuleiten. Wir brauchen den Begriff jedoch nicht nur zur Selbstverständigung, wir richten uns mit ihm auch an den Durchschnittssprecher, dessen Wissen über Kultur und kulturelle Leistungen in bestimmten Dimensionen geordnet ist. Wie wir verstanden werden, wie wir den Durchschnittssprecher zu etwas bewegen können, ist folglich auch davon abhängig, wie wir uns auf die besonderen Verstehensbedingungen einstellen. Hier sind zunächst zwei Ordnungsdimensionen von Interesse, deren scheinbares Gegenübergestelltsein ich allerdings etwas relativieren möchte.

(1) Man kann das Vorhandensein von Kultur dem Nicht-Vorhandensein oder einem geringeren Vorhandensein von Kultur gegenüberstellen, Kultur also der Un-Kultur oder der Nicht-Kultur. Dem entsprechen alltagsweltliche Konzepte wie Eßkultur, Verkaufskultur, Wohnkultur, Gaststättenkultur und in einem verbreiteten Verständnis eben auch Sprachkultur. Von dieser Art Kultur spricht man nur in besonderen herausragenden Fällen oder, was häufiger ist, in negativen Fällen: jemand hat *k e i n e* Eßkultur, Wohnkultur usw. Das dahinterstehende Modell faßt Kultur als etwas Hohes, dem ein Alltag, ein Durchschnittsverhalten, eine Gewöhnung die Verwirklichung schwer machen oder verhindern. Kultur *b e g i n n t* somit erst bei einem *b e s t i m m t e n*, jedenfalls über dem Durchschnitt liegenden *N i v e a u*. Das für Sprachkultur vorauszusetzende Niveau ist mindestens ein "gepflegter" Sprachgebrauch, besser aber noch ein ästhetischer und kreativer, wie er insbesondere in der künstlerischen Kommunikation erwartet wird. — Zu so oder ähnlich geordneten Auffassungen von Kultur ist in den letzten Jahren viel Kritisches gesagt worden. Sie können in der Tat in elitäre Auffassungen münden. Darin ist zweifellos ein gewisser Teil des nicht seltenen Unbehagens am Sprachkultur-Begriff begründet. Insofern ist die Kritik an einem Sprachkultur-Begriff, der das Kulturvolle als ein kaum erreichbares Ideal dem alltäglichen Gebrauch von Sprache gegenüberstellt, sicher auch berechtigt. Andererseits sollte aber die Vorstellung von einer qualitativen

Bewertbarkeit des Geleisteten nach Rangstufen nicht einfach abgetan werden, sie muß auch nicht notwendig in eine elitäre Position münden.

(2) Dieser Ordnung kultureller Leistungen scheint eine andere ziemlich grundsätzlich gegenüberzustehen. Kultur ist hier generell eine Dimension menschlicher gesellschaftlicher Aktivität. Man spricht in diesem Fall im allgemeinen von einem *weiten* Kultur-Begriff. Alles, was der Mensch in der Auseinandersetzung mit seinen Lebensbedingungen hervorbringt, *ist* Kultur, die man in Übereinstimmung mit der Existenzform der jeweiligen Tätigkeitsprodukte in materielle und geistige Kultur untergliedern kann und die entsprechend der Verschiedenheit der Lebensbedingungen in Kulturen oder Subkulturen differenzierbar ist. Letzten Endes kann das zu einer bestimmten Art von unproduktiver Bewunderung für *alle* Arten der Meisterung von Lebensbedingungen führen²: Jede Art, mit Sprache umzugehen, sei gleich hoch zu bewerten, sofern nur die jeweiligen kommunikativen Aufgaben erfüllt werden. Diese Auffassung, die der Differenzhypothese der frühen Soziolinguistik entspricht, macht den Sprachkultur-Begriff im Grunde überflüssig; man könnte der Sprachkultur allenfalls noch ein kommunikationsethnographisches Interesse entgegenbringen. Das zeigt, daß es nicht allein darauf ankommt, einem engen Begriff einen weiten gegenüberzustellen. Vielmehr kommt es darauf an, einen nichtssagenden weiten Begriff durch bewertete Einschränkungen interessant zu machen. Das kann beispielsweise dadurch geschehen, daß man sich bewußt macht, daß Kultur nicht nur das Ergebnis des aktuellen Auseinandersetzens mit den Lebensbedingungen ist, sondern auch das Ergebnis einer *Tradition des Auseinandersetzens*, die Erfahrungen angehäuft und in Normen verfestigt hat. Kultur ist nicht nur das Befolgen von Normen oder gar nur das Hinausgehen über sie, bereits das Vorhandensein von Normen ist eine bestimmte Vergegenständlichung des Auseinandersetzens mit Lebensbedingungen und insofern Kultur. In dem Maße, in dem die Lebensbedingungen wechseln, komplexer werden oder in bestimmten Bereichen auch gleich bleiben, ergeben sich Erfahrungen, die, bezogen auf eine Kommunikationsgemeinschaft, nicht mehr gleichwertig sind, sondern nach bestimmten Rangstufen bewertbar werden.

Ich will das der Einfachheit und Kürze halber gleich auf den Sprachkultur-Begriff beziehen und hier eine vorläufige Bestimmung seines Inhalts geben, die eigentlich Ergebnisse meines nächsten Punktes voraussetzt: Sprachkulturelle Leistungen *entstehen* auf der Grundlage eines bestimmten Verfügens über Normen. Ohne ein bestimmtes Normwissen – das nicht mit den vorherrschenden oder "gültigen" Normformulierungen zusammenfällt, aber in irgendeiner Weise auf sie bezogen sein muß –

gibt es weder produktive noch rezeptive Leistungen in der Kommunikation. Dieses Wissen bezieht sich jedoch nicht nur auf "Systemnormen" in einem engen Sinn, sondern auch auf mehrere Arten von übergreifenden, historisch entstandenen und bis zu einem gewissen Grade an Einzelsprachen gebundenen Normierungen des kommunikativen Gesamtgeschehens.³ Weiter bezieht sich das zugrundezulegende Wissen auf Normierungen unterschiedlicher situativer, regionaler und sozialer Geprägtheit. Auf Grund des Entwicklungsstandes der Kommunikationsgemeinschaft(en) sind die verschiedenen Prägungen funktional allerdings nicht gleichwertig; standardsprachliche Normen nehmen eine hervorgehobene Stellung ein. Sprachkultur ist dann die Beziehbarkeit von Produkteigenschaften (von Äußerungen, Texten) auf Maßstäbe — die prinzipiell an beliebige sprachliche Leistungen oder Produkte angelegt werden können —, deren Eckpunkte das Vorhandensein von Normen (als verfestigten Erfahrungen der Auseinandersetzung mit Lebensbedingungen) und ein bestimmter Gebrauch dieser Normen sind.

Wenn wir Normen auf diese Art bestimmen, dann sind ihr Inhalt und ihre Verbreitung natürlich eng mit der Geschichte der Kommunikation in sozialen Gemeinschaften verbunden, damit, wie das Umgehen mit Sprache ein gesellschaftliches Problem war und ist.

II.

Sprachkultur als gesellschaftliches Problem bezieht sich auf historisch gewachsene Sprachsituationen. Das Besondere des historisch Gewachsenen von Situationen ist, daß wir die Mittel zur Auseinandersetzung mit Lebensbedingungen niemals in ihrer Gesamtheit ad hoc schaffen. In irgendeiner Weise finden wir stets Mittel vor. Indem wir aber das Vorgefundene benutzen, leiten wir zumindest potentiell auch seine Veränderung ein. Das gilt sicher in ganz besonderem Maße für das Mittel Sprache und ebenso auch für den Zugang der einzelnen Sprecher zu diesem Mittel zu einem gegebenen Zeitpunkt. Bei der Lösung kommunikativer Aufgaben können wir gar nicht anders verfahren, als auf Vorgefundenes zurückzugreifen, und der Zugang zu — vorgefundenen oder veränderten — Mitteln ist, soweit er an Lernprozesse und möglicherweise auch an die Schaffung von Voraussetzungen für Lernprozesse gebunden ist, oft nur im Verlaufe von Generationen merkbar zu verändern.

Ich habe mehrfach über historische Grundlagen von Differenzierungen der Sprache und über Typen ihrer Widerspiegelung im Bewußtsein der Sprecher geschrieben⁴, so daß ich mich hier auf eine knappe Skizze des Problems beschränken kann.

Mit der schon auf einer frühen Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung einsetzenden Differenzierung der Tätigkeiten dürfte teilweise auch eine Differenzierung der Kommunikation einhergegangen sein. Das wird vor allem in jenen Tätigkeitsbereichen der Fall gewesen sein, in denen die verschiedenen kommunikativen Aufgaben Spezialisierungen erforderlich machten, die sich in der Herausbildung besonderer sprachlicher Mittel zeigten, was von einem bestimmten Umfang an zu Unterschieden im sprachlichen Vermögen einzelner Individuen führen mußte und sicher auch zu Unterschieden in der individuellen Erreichbarkeit eines bestimmten sprachlichen Vermögens. Diese Prozesse vollzogen sich zunächst im Bereich der Mündlichkeit und dürften kaum zu einem eigentlich gesellschaftlichen, über eng begrenzte Personengruppen hinausgehenden Problem geworden sein. Das änderte sich spätestens jedoch mit dem Aufkommen und der Verbreitung der Schriftlichkeit. Jedenfalls für den deutschen Sprachraum gilt, daß sich weitgehend auf der Grundlage der Schriftlichkeit ein neuer Typ des Standards⁵ entwickelte. Wesentliche Spezialisierungen der Kommunikation erfolgen von diesem Zeitpunkt an auf der Grundlage des Standards oder gehen an ihn über. Zur gesprochenen Sprache zeigt der Standard von Anfang an eine gewisse Entfernung. Die Unterschiede in der sozialen Zugänglichkeit des Standards nehmen jetzt ganz andere Dimensionen an. Sie verbinden sich mehr oder weniger mit Teilungen, die die ganze Gesellschaft durchziehen und Minderheiten gegenüber Mehrheiten abgrenzen: Berufsgruppen, die über eine bestimmte Bildung und oft auch über Besitz verfügen; die Bevölkerung der Stadt gegenüber der Landbevölkerung. Es entwickeln sich insbesondere Formen der öffentlichen Kommunikation, an denen beträchtliche Teile der Bevölkerung überhaupt nicht oder nur rezeptiv teilnehmen können.

Es entstand ein – wenn auch im einzelnen meist deutlich begrenztes – gesellschaftliches Interesse daran, den Zugang zu standardsprachlichen Ausdrucksformen zu erleichtern. Gleichzeitig wurden aber die Unterschiede im Zugang und damit im sprachlichen Vermögen zu sozial unterscheidenden Merkmalen, die – je nach Position – zur sozialen Abgrenzung oder Identifizierung dienten. Daran bauten sich bestimmte Bewertungssysteme auf, die die Unterschiede im Zugang zum Standard nun auch auf der Ebene der Widerspiegelung im Bewußtsein zu einem gesellschaftlichen Problem machten. Die Begründung für das Meiden oder Anstreben von Redeweisen erfolgte nicht mehr nur auf einer kommunikativen Argumentationsbasis, sondern zunehmend auch auf einer sozialen. Dies ist zu beachten, wenn man die Normenbegründungen und Leitbilder richtig verstehen will, die zu verschiedenen Zeiten entwickelt wurden.

Überhaupt sind solche Prozesse nur zu verstehen, wenn man berücksichtigt, daß reales Verhalten in der Kommunikation und tatsächliche kommunikative Bedürfnisse mehrfach und auch gruppenspezifisch widerspiegelt werden und daß diese Widerspiegelungen auf das reale Verhalten zurückwirken. Oder mit anderen Worten: Was über Unterschiede von Redeweisen gedacht und gesagt wird, kann auch verzerrende Momente enthalten. Und wie sich jemand in der Kommunikation real verhält, ist nicht einfach ein zweckentsprechendes Auswählen aus Vorgefundenem, nicht einmal aus Verfügbarem.

III.

Wenn es sich *nur* um verzerrende Bewertungen handelte, wäre das Problem relativ einfach zu lösen: Man könnte die Bewertungen bekämpfen und ansonsten jeden so sprechen lassen, wie er es möchte. In der Tat sind solche Gedanken oft geäußert worden. Und wir werden manchmal gefragt, ob es nicht einer sozialistischen Gesellschaft besser anstünde, die von allen Sprechern beherrschte Umgangssprache in den Rang eines Standards zu erheben. So einfach sind die Dinge natürlich nicht. Ich komme damit auf das Problem zurück, ob und wie Sprachen (oder genauer: Existenzformen der Sprache) qualitativ bewertbar sind. Oder formulieren wir es noch einmal anders: Viele Menschen waren und sind der Meinung, daß die Diskrepanz zwischen den reichen Möglichkeiten einer Sprache und dem bescheidenen Gebrauch, den die Mehrzahl der Sprecher von diesen Möglichkeiten macht, vor allem ein Problem mangelnder oder ungenügender Bildung ist. Im 19., aber auch noch im 20. Jahrhundert war dies die bevorzugte Erklärung für den vorgefundenen Zustand und zugleich Begründung für Maßnahmen, um über ihn hinauszukommen. Bei uns beispielsweise sind nun die Bildungsschranken beseitigt, und der Muttsprachunterricht spielt im Bildungssystem eine beachtliche Rolle und hat außerdem eine konzeptionelle Basis, die auch im internationalen Vergleich nicht schlecht dasteht. Angesichts dieser Situation ergeben sich nun folgende Fragen: Bleibt auch unter diesen Bedingungen noch etwas von der erwähnten Diskrepanz bestehen? Haben Unterschiede im Verfügen über die Sprache ernstere Konsequenzen, oder kann man sie vernachlässigen? Wenn sie aber Konsequenzen haben, dann sollten diese die Begründungen liefern für unsere Orientierung auf eine bestimmte anzustrebende oder zu bevorzugende Art zu kommunizieren. Alle Bemühungen um die Hebung der Sprachkultur sollten irgendwie auf solche Konsequenzen aus Unterschieden im sprachlichen Vermögen Bezug nehmen.

Unterschiede in der Art und im Niveau, sich sprachlich mitzuteilen, bestehen tatsächlich fort, wobei bis jetzt allerdings keineswegs immer klar ist, wodurch die Unterschiede im einzelnen bedingt sind und welche Konsequenzen sie wirklich haben. Es bleiben u.a. auch Unterschiede in bezug auf die Beherrschung des Standards. Natürlich kann man heute nicht mehr sagen, daß es eine nennenswerte Zahl von Sprechern gibt, für die der Standard etwas absolut Fremdes ist. Es gibt aber doch nicht selten Schwierigkeiten im Umgehen mit der einen oder anderen Art von standardsprachlichen Texten (eine Erscheinung, die heute in einer ganzen Reihe von Ländern die Aufmerksamkeit auf sich zieht, nicht unbedingt, weil sie neu ist, eher wohl, weil sie bestimmten Erwartungen nicht ganz entspricht). Das ist an der Textproduktion gewissermaßen wahrnehmbar, dürfte aber auch die Textrezeption in einem nicht sehr viel geringeren Maße betreffen. Die Hauptursache dürfte darin liegen, daß für den entsprechenden Umgang mit Texten kommunikative Erfahrungen erforderlich sind, die entweder nicht spontan erworben werden oder aber relativ spät und nur unter bestimmten, nicht allen Sprechern in gleicher Weise zugänglichen Bedingungen. Welcher Art sind diese kommunikativen Erfahrungen aber? Welche Bedeutung haben sie für das Individuum? Geht es nur um eine geringere oder größere Geübtheit in Normen, die sich von der Alltagskommunikation etwas entfernt haben? Das allein würde unsere Orientierung auf die Überwindung der hier offenbar vorhandenen Unterschiede im Verfügen über Sprache noch nicht überzeugend begründen. Ein beträchtlicher Teil der für die Notwendigkeit des Standards gegebenen Begründungen kann in der Tat kaum als ausreichend angesehen werden. Häufig wird erklärt, daß der Standard das gesamtgesellschaftliche Kommunikationsmittel ist, so daß die Verständigung jedenfalls auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene die Beherrschung des Standards voraussetze. In einem direkten Sinn ist das sicher nicht richtig. Verständigung verlangt sehr viel weniger als den Standard. Im Alltagsbewußtsein vieler Sprecher spielt der "unschöne Klang" nicht-standardsprachlicher Formen eine gewisse Rolle als Anreiz für das Streben zum Standard. Von der Subjektivität dieser Begründungsdimension zeugt, daß sie teilweise auch umgekehrt werden kann und umgekehrt worden ist. Andere Begründungen verweisen einfach auf Traditionen und Erwartungen. Am ehesten in die richtige Richtung weist noch, wenn man im Standard die am weitesten entwickelte Sprachform sieht. Das aber wäre im einzelnen zu explizieren. So sagt es noch nicht viel. Es ist sicher auch nicht richtig, daß der Standard j e d e r kommunikativen Aufgabe gewachsen ist, die Umgangssprache etwa dagegen nicht. Hier besteht vielmehr ein Überlappungsverhältnis, wobei der Standard sicher den größeren Bereich kommunikativer Aufgaben abdeckt.

Das wichtigste Argument für die Orientierung auf den Standard muß m.E. dies sein: Auf Grund seiner engen Bindung an die Schriftlichkeit ist der Standard die Hauptform, in der gesellschaftliches Wissen fixiert ist. Mit dem Zugang zum Standard bekommen die Menschen Zugang zum gesellschaftlichen Wissen. Das darf man nun aber nicht vorrangig als ein Problem des lexikalischen Verfügbarmachens von Wissen sehen. Dazu gehören in einem sehr viel fundamentaleren Sinn sprachliche Verfahren des Fixierens und Präsentierens von gesellschaftlichem Wissen, die nicht auf die Schriftlichkeit beschränkt bleiben, sondern einen großen Teil auch der mündlichen Kommunikation zunehmend prägen.⁶

Wenn dies das Hauptargument für die Orientierung auf den Standard ist, fragt sich natürlich, ob es dann nicht übertrieben ist, auf die Einhaltung grammatischer Normen ein so großes Gewicht zu legen, und ob es nicht angebrachter wäre, beispielsweise Textnormen eine größere Aufmerksamkeit zu widmen. Das ist bis zu einem gewissen Grade sicher richtig. In der Tat ist Sprachkultur meist nur als ein Problem von Formen gesehen worden, weniger als eins von Verfahren oder Organisationsprinzipien. Andererseits ist natürlich nicht zu übersehen, daß Formen eine Signalfunktion haben können, also über den Grad des Verfügens über Sprache Auskunft geben können und infolgedessen auch mit Erwartungen und entsprechenden Werturteilen verbunden werden können.

Was die kommunikative Leistungsfähigkeit einer bestimmten Sprachform — Standard, Umgangssprache, Dialekt — ausmacht, ist einstweilen relativ offen. Für die Begründung sprachkultureller Orientierungen sind solche Aussagen jedoch notwendig. Hier ergeben sich zahlreiche linguistische Aufgaben. Ein zentraler Punkt scheint mir die weitere Klärung des Verhältnisses von Schriftlichkeit und Mündlichkeit zu sein.

IV.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, daß ein wichtiger Bezugspunkt für Sprachkultur auf jeden Fall die Normen des Standards sind. Dabei ist die Hervorhebung des Standards eine praktisch bedingte Einschränkung. Streng genommen, könnten auch die Normen anderer Existenzformen der Sprache Bezugspunkte von Sprachkultur sein. Auch ein umgangssprachlicher oder dialektaler Text könnten unter dem Gesichtspunkt einer jeweils spezifischen sprachkulturellen Leistung betrachtet und entsprechend beurteilt werden. Voraussetzung ist wohl nur, daß die Einhaltung der jeweiligen Normen positiv bewertet wird und daß sie nicht jedem Sprecher in gleicher Weise oder ohne besondere Mühe möglich ist. Der Unterschied liegt im Gewicht des gesellschaftlichen Interesses an der Einhaltung der betreffenden

Normen. (Rein theoretisch sind aber natürlich auch Bedingungen denkbar, unter denen Gesellschaften ein besonders gewichtiges Interesse daran entwickeln könnten, daß alle ihre Mitglieder nicht-standardsprachliche Formen möglichst perfekt gebrauchen).

Bezugspunkt für Sprachkultur ist jedoch nicht nur die Einhaltung von Normen in dem verbreiteten, relativ engen Sinn. Seit der Antike ist es üblich, die Forderung nach der Richtigkeit durch die nach der Schönheit der Darstellung zu erweitern. Die Fähigkeit zum Hervorbringen richtiger Texte müsse ergänzt werden durch eine besondere Meisterschaft im Umgehen mit der Sprache, die den entstehenden Texten Eigenschaften wie Klarheit, Verständlichkeit, Wohlklang, kompositorische Harmonie u.ä. verleiht. Solche "Zusatzbedingungen" können, wenn sie zu eng gesehen oder überbetont werden, dazu führen, daß Sprachkultur im Grunde nur noch eine Eigenschaft künstlerischer Texte sein kann. Andererseits ist natürlich nicht zu bestreiten, daß es viele Texte gibt, für die es unangemessen wäre, eine "Schönheit der Darstellung" zu verlangen. Auf die Erweiterung der Richtigkeit durch besondere Meisterschaft zu verzichten, wäre aber auch nicht ratsam; zumindest verlöre der Sprachkultur-Begriff sehr viel an Motivation und natürlich auch an Reiz, wollte man ihn auf die Einhaltung morphologischer, syntaktischer, orthographischer u.ä. Normen beschränken. Schließlich werden Texte und Sprachgebrauch ja auch noch durch mehr charakterisiert. Der angemessenste Weg, dieses Problem in unsere Betrachtungen zur Sprachkultur einzubeziehen, ist m.E. eine entsprechende Erweiterung und Differenzierung des Normbegriffs.

Neben den Normen, die in einem engeren Sinn die Laut-Bedeutungs-Zuordnung organisieren — man könnte sie *grammatische Normen* nennen —, gibt es solche, die den Bezug von Äußerungen auf Situationen und kommunikative Aufgaben organisieren und die eher für die Sinnzuordnung wesentlich sind. Man könnte sie etwa *kommunikative Normen* nennen. In diesem Zusammenhang werden dann Begriffe wie Kreativität, Variabilität, Anschaulichkeit u.ä. wichtig. Man kann nicht sagen, daß solche Kriterien schon von ihrer Art her gegenüber der Richtigkeit zusätzlich, weniger verbindlich oder situativ beschränkt sind. Sie berühren andere Ebenen des Hervorbringens von Äußerungen, sind aber nicht weniger verbindlich, wenn man sie als bestimmte Momente in einem übergreifenden Prinzip der Präsentation von Information in kommunikativen Situationen versteht, nicht als absolute Werte. Nicht jede Situation verlangt Kreativität, Anschaulichkeit oder Variabilität. In dem Maße aber, in dem die Informationsdarbietung etwa verschiedene Arten der Wissensorganisation bei den an der Kommunikation Beteiligten zu berücksichtigen hat, können Verfahren der Konkretisierung oder der Subjek-

tivierung erforderlich werden. Der Begriff Sprachkultur bezieht sich dann auch auf das Niveau, auf dem von solchen kommunikativen Normen Gebrauch gemacht wird.

Dies führt uns zu einer – sicher noch etwas provisorischen – Zusammenfassung:

Sprachkultur gründet sich auf Systeme von Normen, die in einer Gesellschaft zu einer gegebenen Zeit zur Lösung kommunikativer Aufgaben zur Verfügung stehen.⁷ Insofern ist Sprachkultur am Niveau des Umgangs mit solchen Normen zu beurteilen. ("Umgang" – statt "Einhaltung" – soll darauf hindeuten, daß auch Normenübertretungen und Normenveränderungen möglich sein müssen). Zu einem gesellschaftlichen Problem wird Sprachkultur im Ergebnis sozial bedingter Unterschiede im Zugang zur Normenaneignung. Entsprechende Aufgaben orientieren sich dann daran, den Zugang insbesondere von sozialen Beschränkungen freizumachen. Der linguistische Teil dieser Aufgabe besteht darin, erforderliche Grundlagen und Absicherungen bereitzustellen. Diese reichen von der Grundlagenforschung über Handbücher bis zur Förderung des allgemeinen Sprachbewußtseins in einer Gesellschaft. Und damit können sie – letzten Endes und hoffentlich – auch zu einem vermehrten Reflektieren über Sprache beitragen, das seinerseits auf die Art und Weise zurückzuwirken vermag, in der die Individuen von der Sprache Gebrauch machen.

Anmerkungen

- 1 Über die tschechoslowakischen Quellen und ihre Weiterentwicklungen geben die beiden Bände "Grundlagen der Sprachkultur" recht gute Auskunft. Zu den bereits in den 20er Jahren einsetzenden sowjetischen Bemühungen um die Sprachkultur fehlt bisher leider eine deutschsprachige Zusammenstellung oder Darstellung.
- 2 Zur Kritik eines nur weiten Kulturbegriffs vgl. auch Warneken 1981.
- 3 Zum Begriff der Norm vgl. Hartung 1977.
- 4 Vgl. etwa Hartung/Schönfeld 1981.
- 5 Angesichts zahlreicher Mißverständnisse und unnötiger Diskussionen, die Begriffe wie "Hochsprache", "Gemeinsprache" oder "Literatursprache" immer wieder auslösen, bevorzuge ich heute "Standard(sprache)".
- 6 Vgl. zu diesem Problem in jüngster Zeit auch Schlieben-Lange 1983.
- 7 Die teilweise kritische Reaktion von Tagungsteilnehmern und -beobachtern auf die ausdrückliche Bindung von Sprachkultur an zugrundegelegende Normen war insofern zu erwarten, als die Überbewertung eines allzu eng verstandenen Normbegriffs ja eine der uns von früheren Sprachpflegern und -hütern hinterlassenen und offenbar noch nicht überall in gleicher Weise abgetragenen

Hypothesen ist. Ein ausreichender Grad von Normenbeherrschung ist nun einmal für jedes soziale Verhalten vorauszusetzen, und erst recht für ein entwickeltes und anspruchsvolles. Deshalb gründeten wir unser Herangehen — nach anfänglich sehr ähnlichen, von Mißtrauen gegenüber jeglicher Norm geprägten Diskussionen — auf eine Erweiterung des Normbegriffs. Selbstverständlich um auf diese Art überkommene Maximen zu relativieren und zu differenzieren und letztlich gerade in diesem Bereich einen stärker reflektierten Sprachgebrauch zu erleichtern. Insofern sehe ich überhaupt keinen Gegensatz etwa zwischen Wimmers (1984) Auffassung und meiner eigenen. Allerdings stellt sich die Fähigkeit zum Reflektieren vielleicht nicht nur spontan ein. Sie muß auch angeregt, gefördert und mit Orientierungen und Wertmaßstäben versehen werden. Oder allgemeiner gesagt: Reflektieren, auch in Wimmers Sinn, wird erst dann möglich, wenn kommunikative Erfahrung verallgemeinert und auf Inhalte eines öffentlichen oder jedenfalls überindividuellen Bewußtseins bezogen wird. Und das geht wohl nicht ganz ohne Sprachkultur "von oben". (Andernfalls bekäme "Sprachkultur" einen ganz anderen und sicher sehr engen, wenn nicht elitären Inhalt: man hat sie, oder man hat sie nicht). Das Anregen, Fördern und Orientieren sollte — das jedenfalls ist unsere Position — in einer vernünftigen, wissenschaftlich begründeten und toleranten Weise erfolgen, mitgetragen von einer Linguistik, die all das bedenkt und einbringt, was sie sich in den letzten Jahrzehnten an Einsichten erarbeitet hat. Gerade deshalb ist die Bezugnahme auf erste oder zweite Schritte in der Verwirklichung von Sprachkultur nicht einfach als das alternative Beziehen von konservativen oder progressiven Positionen interpretierbar; für konservativ hielte ich in diesem Zusammenhang eher eine Linguistik, die ihre eigenen Einsichten nicht (mehr) wahrhaben will.

Literatur

- Grundlagen der Sprachkultur. Beiträge der Prager Linguistik zur Sprachtheorie und Sprachpflege. Hrsg. von J. Scharnhorst und E. Ising. Teil 1: 1976, Teil 2: 1982. Berlin.
- Hartung, W. (1977): Zum Inhalt des Normbegriffs in der Linguistik. In: Normen in der sprachlichen Kommunikation, Berlin, S. 9-69.
- Hartung, W./Schönfeld, H. u.a. (1981): Kommunikation und Sprachvariation. Berlin.
- Schlieben-Lange, B. (1983): Traditionen des Sprechens. Stuttgart.
- Warneken, B.J. (1981): Neuer Kulturbegriff und alternative Kulturpraxis. Über das Bedeutungsspektrum einer "nicht-affirmativen" Kulturauffassung. In: J. Held (Hrsg.), Kunst und Alltagskultur, Köln, S. 13-24.
- Wimmer, R. (1984): Sprachkultivierung durch Sprachkritik: Ein Plädoyer für reflektierten Sprachgebrauch. — In: Institut für deutsche Sprache Mannheim, Mitteilungen 10, "Aspekte der Sprachkultur", S. 7-28.